

1. Kapitel.

Der erst vor einem Jahre zum Bürgermeister der kleinen Provinz- und Garnisonstadt ernannte Hauptmann der Landwehr Schrader sollte demnächst zu einer achtwöchigen Dienstübung einberufen werden.

Der jetzige Bürgermeister war früher attiver Offizier gewesen, er hatte mit Auszeichnung den Feldzug 70 mitgemacht und sich das Eisene Kreuz verdient, hatte dann aber nach dem Friedensschluß an dem Garnisondienst keinen Gefallen mehr gefunden.

So war er auch hierher gekommen, und unter einer großen Zahl von Bewerbern war er Sieger geblieben. Nicht etwa, als ob er durch ein hervorragendes Wissen alle anderen in den Schatten gestellt hätte, das nicht, aber er hatte so vieles, was für ihn einnahm, er war reich, er war Junggeheile, ein ausgezeichneter Redner und eine selten schöne, große Erscheinung.

Aber den Ausschlag hatte doch gegeben, daß er Hauptmann der Landwehr war. So gut auch in der kleinen Stadt das gesellschaftliche Verhältnis zwischen dem Offizierkorps und den Einwohnern war, so schlecht waren die Beziehungen, die zwischen der Garnisonverwaltung und der Stadt bestanden.

Die Garnisonverwaltung wünschte beländig irgendwelche bauliche Veränderungen der Kasernen, erhebliche Zuschüsse zur Bestreitung irgendwelcher Unkosten, Reparaturen an dem großen Exerzierplatz oder etwas ähnliches, und die Stadt weigerte sich beständig, mit Rücksicht auf die schlechte Finanzlage, mehr zu bezahlen, als unbedingt nötig.

Und dann zeigten beide ihren dicken Kopf, der eine bestand auf seiner Ablehnung. So war es schon zu Streitigkeiten und Prozessen gekommen, und diesen unerfreulichen Zuständen hoffte man ein Ende zu machen, wenn man einen Bürgermeister besaß, der selbst gewissermaßen noch aktiv war, der aber dann den Forderungen der Garnisonverwaltung gegenüberüberstand. Und als alter Offizier würde er schon verstehen, die guten Beziehungen zwischen der Stadt und der Militärverwaltung wieder herzustellen.

Und die Stadt behielt recht, der Herr Bürgermeister hatte es verstanden, die Kriegskasse, die zuweilen aufgelaufen hatte, dauernd zu begraben und zwischen allen Beteiligten das denkbar beste Einvernehmen herzustellen.

Feinde hatte naturgemäß ein jeder, aber trotzdem konnte der Bürgermeister von sich sagen, daß er sich in der kleinen Stadt, die etwas über zwanzigtausend Einwohner zählte, der größten Beliebtheit erfreute. Namentlich die Damenwelt schätzte ihn für den „schönen Schwager“, wie er in ihren Kreisen genannt wurde, und manche Mutter wünschte ihn sich als Gatten für ihr Kind. Und die Damen interessiert es auch am meisten, als sie erfuhr, er würde demnächst einberufen werden, und sie waren sehr davon überzeugt, daß der schöne Schrader in Uniform noch schöner aussehend werde als in Zivil.

Der einzige, der über seine bevorstehende Einberufung nicht sonderlich erfreut war, war der Bürgermeister selbst.

Gewiß, er war Offizier mit Leib und Seele, aber dennoch war er in erster Linie nur Soldat geblieben, weil er wußte, welchen Eindruck die Worte „Hauptmann der Landwehr“ auf der Militärfeste machten, welches Wir es ihm in den Augen seiner Mitbürger gab, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten, an Kaisers Geburtstag und anderen hohen patriotischen Feiertagen in Uniform erschien. Jetzt sollte er seine Majorswürde ablegen, die eigentlich schon im vorigen Jahre völlig gewesen war. Auf sein Vornamen hätte man ihm damals einen Kussbusch gemacht, nun aber gab es kein Sträuben mehr, jetzt mußte er hinein in den bunten Haß, so lächerlich es ihm auch bei all der Arbeit, die auf seinen Schultern ruhte, gerade jetzt hätte. Er konnte sich freuen, daß es ihm erlaubt worden war, seine Uniform bei dem in seiner Stadt liegenden selbständigen Infanterie-Bataillon abzulegen, so konnte er wenigstens seine Bürgermeistergeschäfte weiter führen. Na, vorläufig war es ja noch nicht so weit, er hatte noch acht Tage Zeit, ehe seine Übung begann, und diese Frist gebrauchte er auch, um sich seine Uniform zu besorgen, um die Reglements durchzustudieren, sich einen Gaul anzuschaffen und sich wieder im Reiten zu üben. Namentlich das letztere beunruhigte ihn sehr, woher bekam er so plötzlich ein Pferd, das alle Tugenden in sich vereint, die ein Landwehrrittmeister von seinem Gefechtsesel erwartete? Der Bataillonsadjutant würde aber schon wissen, und der Herr Bürgermeister beschloß, ihn gleich aufzusuchen und mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Es war Sonnabend und wie stets an diesem Tag wurde im Kasino ein kleines Liebesspiel abgehalten, an dem sämtliche Herren des Bataillons teilnahmen. Heute ging es dort besonders hoch zu, denn der Bataillonsadjutant, Leutnant Böhme, feierte seinen Geburtstag und aus diesem Anlaß hatte man eine Riesensumme angelegt, die Musik spielte und es herrschte bereits eine ausgelassene Stimmung, als der Bürgermeister die Kasinoräume betrat, in denen er ein häufiger und gern gesehener Gast war.

So hieß man ihn auch jetzt herzlich willkommen, und gleich darauf nahm er an der Tafel Platz. Zu seiner Rechten saß der Bataillonskommandeur, Major Gebhard, zu seiner Linken der älteste Hauptmann, Herr von Mehring.

Natürlich drehte sich das Gespräch in erster Linie um die bevorstehende Einberufung. „Wissen Sie wohl“, fragte Major von Gebhard, ein äußerst lebenswüthiger Herr in der Mitte der Tüftler, „daß mir Ihre Einberufung gar nicht so übertrieben willkommen ist?“

„Doch!“ Böhme richtete sich stolz auf. „Doch, Herr Major“, meinte er nochmals, „nehmen Sie das Wort zurüch, das Ihnen ja gar nicht vom Herzen kam.“

„Na ja, es ist schon gut“, lachte der Major. „Sie wissen ja, wie ich über Sie denke, Sie sind eine Perle.“

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Das glaube ich“, sagte der Major. „Aber was haben Sie persönlich gegen meine Dienstleistungen einzuwenden?“ fragte der Bürgermeister, und feierlich setzte er hinzu: „Ich werde mir die größte Mühe geben, mir die Anerkennung und das Vertrauen des Herrn Majors zu erwerben.“

„Dadon bin ich überzeugt“, sagte der lustig, die Sache wird schon werden, lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, ich dachte nur daran, daß ich die Wölflin hatte, in der allernächsten Zeit mit meiner Frau sechs Wochen auf Urlaub zu gehen.“

Der Bürgermeister bekam einen Schreden. „Um Gottes Willen, Herr Major, Sie werden mich doch nicht mit dem Bataillon allein lassen? Das wäre ja entsetzlich.“

„Na, allenfalls hätten Sie ja auch den Adjutanten, nicht wahr, Böhme?“

Der sah als Geburtstagskind heute dem Kommandeur bei Tisch gegenüber, und befand sich in sehr gehobener Stimmung.

„Jawohl, Herr Bürgermeister, wenn der Herr Major auf Urlaub geht, bin ich auch noch da, und das Bataillon wollen wir beide schon zusammen führen. Kleinigkeit, wenn's weiter nichts ist.“

Major Gebhard lachte lustig auf: „Sie leben's ja, ich bin ganz überflüssig, aber ich muß trotzdem bleiben, denn die höheren Vorgesetzten werden einen Bericht von mir verlangen, wie Sie Ihre Sache machen, der Herr Oberst und der Herr General werden eines Tages hier erscheinen, um Sie zu beschuldigen.“

„Um Gottes Willen, sagen Sie mir keinen Schrecken ein“, unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Künftigen Sie sich nur nicht, ich habe ja die ehrenvolle Aufgabe, Sie anzulernen.“

„Dessentlich mache ich Ihrer Erziehung dann noch später Gehr“, meinte der Bürgermeister, dann wandte er sich an den Adjutanten und bei diesen, ihm bei dem Kauf eines Pferdes beihilflich zu sein.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr misstrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend schelte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Beteiligte fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch aufnahm. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüch dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Allerdings, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm seine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm, wenn gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr stören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kellys zugewandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kellys derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber noch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äuferte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

Aber trotz meines Beinamens bin ich doch der wirkliche Adjutant und als solcher kann ich Ihnen nur dringend raten, sich gut mit mir zu stellen. Da draußen im Gelände ist schon so mancher hohe Vorgesetzte ganz klein geworden und hat nicht mehr ein noch aus gewußt, und wenn die hohen Herren dann gar nicht mehr weiter können, dann wenden sie sich an ihren Adjutanten, und der muß dann die Karte aus dem Dred ziehen. Das thut der Adjutant auch sehr gern, wenn er mit seinem Brotherrn zufrieden ist, aber sonst läßt er ihn zapeln. Und darum mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wäre es sehr thöricht und sehr wenig klug von Ihnen, wenn Sie sich jetzt mit mir erzürnen wollten. Und Sie erzürnen mich ernstlich, wenn Sie heute an meinem Geburtstag so früh nach Haus gehen. Sie dürfen überhaupt nicht nach Haus gehen! Sie müssen hier bleiben, wenigstens bis morgen Mittag. Sie können in Ihrem langen Leben noch so einestrich viel schlafen, warum wollen Sie das jetzt thun?“

Der Bürgermeister versuchte sich lachend freizumachen. „Ich denke gar nicht daran, mich schlafen zu legen, ich habe noch entsetzlich viel zu arbeiten. Uebermorgen ist Sitzung der Stadtverordneten.“

Der Adjutant winkte ab: „Schon faul, mehr als faul. Nun sagen Sie mir nur mal, was braucht ein so verständig Mensch, wie Sie es sind, überhaupt noch Stadtverordnete? Können Sie denn solches Laufes, wie Ihre hochblühende Stadt es nun doch einmal ist, nicht alleine regieren? Ich sage Ihnen, wenn Sie erst meinen Bataillonschreiber tennen gelernt haben, dann engagieren Sie sich den, ich kann Ihnen den Mann sehr warm empfehlen. Also, was ich sagen wollte, da nehmen Sie sich den Mann mit in Ihr ehewürdiges Rothhaus, verstehen Sie, und registrieren Sie dann mit dem zusammen. Das ist erstens viel bequemer, zweitens viel billiger und was die Hauptsache ist, Ihre Stadtverordneten haben ja keine Ahnung, nicht den leisesten Schimmer von einer Idee. Die Brüder sind ja so geizig, die rüden ja gar keine Datteln heraus. Eins will ich Ihnen sagen, Herr Bürgermeister, nächstens werden Ihre hohen Stadtverordneten Augen machen — Augen!“

Der Adjutant hatte den Bürgermeister vorn an den Rodauffschlägen angefaßt und wippte vor Vergnügen beständig auf den Fußspitzen auf und ab.

„Augen sage ich Ihnen — die Augen — ich lach' mich tod.“ Und der Adjutant lachte in seiner übermüthigen Stimmung bellhaft, aber der Bürgermeister lachte nicht mit, obgleich er sich über den Adjutanten amüsierte, der sonst ein sehr solider Mensch war, heute aber ein klein wenig über den Durs getrunken hatte.

Der Bürgermeister wurde bei den letzten Worten des Adjutanten sehr bellhörig, natürlich handelte es sich wieder um eine Geldforderung an die Stadt, und überaus angenehm war ihm das gerade nicht, denn trotz der hohen Steuern und der größten Spartheil war die Stadtkasse doch eigentlich immer leer. So suchte er dann in Erfahrung zu bringen, um was es sich handelte, aber der Adjutant war vorsichtig.

„Nein, Herr Bürgermeister, wir sind schlau, wir sprechen nur, wenn wir gefragt sind, und auch dann vertragen wir nichts. Aber eins kann ich Ihnen sagen, ein paar Tausend Mark müssen Sie locker machen, da hilft Ihnen kein Gott und kein Erdboden. Unter uns gesagt, wir wären Ihnen schon lange mit der Sache gekommen, aber wir wußten ja, daß Sie bald als Bataillonsführer zu uns kämen und deshalb haben wir so lange gewartet. Denn sehen Sie mal, mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wenn Sie als Bataillonsführer und als stellvertretender Garnisonältester ein Gefuch an die Stadt einreichen und dieses warm befürworten, dann können Sie in Ihrer Eigenschaft als Oberhaupt der Stadt das von Ihnen selbst befürwortete Gefuch doch nicht ablehnen? He? Das haben wir mal sein gefehlt, was? Das müssen Sie doch selbst zugeben!“

„Allerdings“, meinte der halb ärgert, halb bellhaft, „ausgedacht haben Sie sich die Sache sehr schön, aber wenn ich nun als stellvertretender Garnisonältester die Sache bei der Stadt doch nicht so warm befürworte, wie Sie denken?“

Der Adjutant warf sich in die Brust: „Dafür bin ich da. Ich werde Ihnen schon einen Vortrag über die Angelegenheit halten, und Sie sollten mich mal hören, wenn ich auf dem Bataillonsbureau einen Vortrag halte. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein faul Klack. Das ist genau so, als wenn Wilow im Reichstag den ganzen geflügelten Büchmann jiltirt. Ich überrede alles, passen Sie mal auf, Herr Bürgermeister, ich kriege Sie herum. Wollen wir wetten, 'ne Flasche Sekt? Wir trinken sie jetzt, begahnen thut sie später derjenige, welcher —“

Aber der Bürgermeister war anderer Ansicht. „Ich denke, wir haben genug getrunken.“

Zum Glück erschien in diesem Augenblick Major Gebhard: „Nun lassen Sie mal den armen Herrn Bürgermeister frei, Böhme, Sie reden ihn sonst ja noch tod.“ Dann wandte er sich an seinen Gast: „Wie ist es, haben Sie Lust, einen Stat mit mir zu spielen?“

Aber er lehnte dankend ab: „So leid es mir ist, es geht wirklich nicht. Ich habe heute noch viel zu arbeiten und selbst auf die Gefahr hin, Herrn Leutnant Böhme zu erzürnen, muß ich mich verabschieden.“

Wenig später war der Bürgermeister gegangen, und der Major nahm sich seinen Adjutanten vor. „Um Gottes Willen, Böhme, ich habe eine wahre Todesangst ausgestanden. Sie haben doch hoffentlich nicht dem Bürgermeister verrathen, daß wir im nächsten Monat ein paar tausend Mark für eiserne Feuergeräthe erbitten werden, damit uns die Kerls nicht sektionsweise zum Fenster hinaussteigen?“

Der Adjutant mochte ein ganz beliebtes Gesicht: „Kennen der Herr Major mich so wozu? Ich bin der Herr Major wie ein Grab, ich habe keinen Ton gesagt, der andere hat keine Ahnung.“

„Gott sei Dank“, meinte der Major, „denn wenn der das Geld beantragen, bevor der Bürgermeister eingezogen ist, bekommen wir es sicher nicht. Dann heißt es: 'Stellt mehr Posten auf oder schaff' Euch die Witter von Eurem eigenen Gelde an, wir haben nichts. Wir selbst aber haben recht recht nichts. Ich sehe es voraus, es wird ein heißer Kampf werden, der Bürgermeister wird sich mit Händen und Füßen sträuben, aber als Major muß er es ja warm befürworten.“

Der Adjutant nickte zustimmend, so hatte ja auch er dem Herrn Bürgermeister die Sache geschilbert. Das verriet er aber natürlich nicht, so sagte er nur: „Wir werden das Geld schon bekommen.“

Unter dessen war der Bürgermeister ins Freie gelangt. Es war ein schöner Sommerabend, und so entschloß er sich denn, einen Umweg durch die große Fäse zu machen, er war etwas benommen von dem Bier im Kasino, von der lauten Musik und dem Tabaksqualm, der wie eine dicke Wolke im Speisesaal gelagert hatte. So schritt er denn ziemlich rasch dahin und holte nach kurzer Zeit zwei Soldaten ein, und ohne es zu wollen, belauschte er ihr Gespräch.

„Wie bist Du denn zur Kaserne herausgekommen?“ fragte der eine den anderen.

Der Bürgermeister hatte es beobachtet, daß die beiden Soldaten sich erst von wenigen Sekunden vereinigt hatten, bis dahin war jeder für sich gegangen.

Aber der andere gab keine Antwort.

„Na, mir kannst Du es ja sagen“, fuhr der erste fort, „ich seh nicht, da kannst Du ruhig sein. Ich bin selbst zum Fenster hinausgelaufen.“

Das schien dem andern die Junge zu lösen: „Ach auch.“ Und die beiden Soldaten wollten sich todlachen.

Aber leid ja ganz infame Schlingel“, mischte sich plötzlich der Bürgermeister in die Unterhaltung.

Die beiden Soldaten blieben stehen und wandten sich: „Ihnen geht es wohl oben im Gehirn? Was geht denn Sie das an, was wir hier miteinander besprechen? Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich bin